Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 3

Artikel: Das Tierbild in der Kunst des diluvialen Menschen
Autor: Behn, Fr.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661583

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tötende Neigung zu senilen Schleimhaut- und Lungenentzündungen läßt sich durch Herz und Lungen stärkende Maßregeln (reine Luft, Tiefatmen usw.) erfolgreich bekämpfen. Auch alle übrigen erblichen Ursachen frühen Sterbens können durch vernünftige Lebensweise wettgemacht werden; die Folgen elterlicher Trunksucht z. B. durch strenge Alkoholenthaltsamkeit.

Weber hält auch das Eintreten der sogenannten Alterszschwäche — verursacht durch Schwund der Gewebe und Organe, sowie durch ungünstige Blutgefäß- und Blutdrüsenveränderungen — für in hohem Grade hintanhaltbar: „dadurch, daß wir die Gewebe und Organe mit gesundem Blut versehen;" wir müssen daher „für kräftige Blut- und Lymphgefäße sorgen. Der Mensch ist so alt wie sein Zirkulationssystem, und wir müssen es als unsere Hauptaufgabe betrachten, die den Blut- und Lymphgefäßen im Alter drohenden Entartungsvorgänge nach Kräften fernzuhalten." Das beste Mittel, die Organe in Ordnung zu halten, ist, sie zu betätigen; Untätigkeit führt ihren raschen Verfall herbei. Allein so sehr Leibesübungen, große Mäßigkeit und passende Beschäftigung geeignet sind, das durch ererbte Schäden bedrohte Leben zu verlängern, radikale Ergebnisse für die Gesundheit erwartet unser anglodeutscher Gewährsmann nur von einer ausgedehnten Berücksichtigung rassenbiologischer Gesichtspunkte beim Eheschließen. (Schluß folgt.)

Das Tierbild in der Kunst des diluvialen Menschen.

Von Dr. Fr. Behn, Mainz.

Das Thema „Das Tier in der Kunst" ist in den letzten Jahren immer von neuem in Angriff genommen worden, aber je mehr man von diesem Acker aberntete, um so fruchtbarer nur schien er zu werden: immer neue Gesichtspunkte, immer weitere und tiefere Aussichten taten sich auf und reizten zu eingehenderer Erforschung. So ist ein bedeutungsvolles Kapitel Kulturgeschichte daraus geworden, an dem der Forscher nicht vorübergehen darf, und das ihm reichen Dank bringt, wenn er es mit liebevoller Hand verständnisvoll pflegt.

Ein Barometer für die Kulturhöhe eines Volkes und einer Zeit ist das Haustier. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Volk Haustiere hält oder nicht, und welche Tiere es sind. Denn die einen werden zu Sklaven des Menschen, die ihm schwere Arbeit leisten oder zur Nahrung dienen müssen, die andern erheben sich zu seinen Freunden und Gehilfen, wie Pferd und Hund, die ältesten Haustiere des Menschen.

Nicht minder wichtig sind die Beziehungen, die zwischen Mensch und Tier durch die Jagd geschaffen werden, ja es scheint fast, als wäre keine andere menschliche Tätigkeit auch nur annähernd so reich an wichtigstem, kulturgeschichtlichem Stoffe wie die Jagd. Was gejagt wird, und wie gejagt wird, das kann die kulturelle Höhe eines Volkes grell und scharf wie Schlaglichter erleuchten. Und fast noch mehr als Schlacht und Männerkampf kann die Jagd dem Künstler unendlich reichen, nie versiegenden, immer wechselnden Stoff darbieten. Es hat keine Zeit gegeben, deren Kunst sich den dankbaren Vorwurf „Jagd" entgehen ließ, von den Höhlenzeichnungen der paläolithischen Renntierjäger an bis auf den heutigen Tag.

Doch obwohl das allerschönste Material in schier unerschöpflicher Fülle fließt, ist noch nirgends der Versuch gemacht worden, die reiche Geschichte der Jagd in einem eigenen Museum darzustellen, einmal zusammenfassend alle Jagdtiere, Jagdwaffen, Jagddarstellungen und Jagdliteratur aller Zeiten und aller Völker zu zeigen.

Ab. 1. Eingeritzte Zeichnung eines Mammuts.

Nur kurz anzudeuten ist die bedeutsame und doch so wenig bekannte Rolle des Tierbildes für die Schrift. Wenn wir unsere modernen Schriftzeichen ansehen, so suchen wir wohl vergeblich in einem Buchstaben die Gestalt eines Tieres zu erkennen. Und doch war z. B. einst das A nichts anderes als ein Stierkopf mit den beiden Hörnern; und wer sähe es unserem G an, daß es im Grunde das Bild eines Kameles war, wie sein hebräischer Name gimel noch deutlich verrät? Es wäre ein dankbares Thema für sich, einmal den Tierbildern in der Schrift nachzugehen, sie fehlen in keiner der vielen Bilderschriftsysteme.

Den Tierbildern aus den Kindheitstagen der Menschheitskultur fällt nun noch eine besonders wichtige Rolle zu. Seit jenen Zeiten, die der Geolog „Diluvium", der Archäolog „Paläolithikum" oder ältere Steinzeit nennt, sind viele Jahrtausende vergangen, Jahrtausende, die das klimatische und damit zugleich auch das faunistische Bild Mitteleuropas mehrmals von Grund auf verändert haben. Von den Tieren, die mit dem Urmenschen zugleich im Diluvium lebten, sind die einen ganz vom Erdboden verschwunden, die andern leben noch heute, sind aber ohne Ausnahme stark umgewandelt und den neuen Daseinsbedingungen angepaßt. Wohl besitzen wir von allen Tieren der Diluvialzeit ausreichende Mengen von Skeletteilen, um uns ihr Knochengerüst mit aller wünschenswerten Sicherheit wieder aufbauen zu können, doch Fleisch und Blut erhalten diese Gestalten für unser Auge erst durch die gleichzeitigen Tierdarstellungen in der Kunst des Urmenschen.

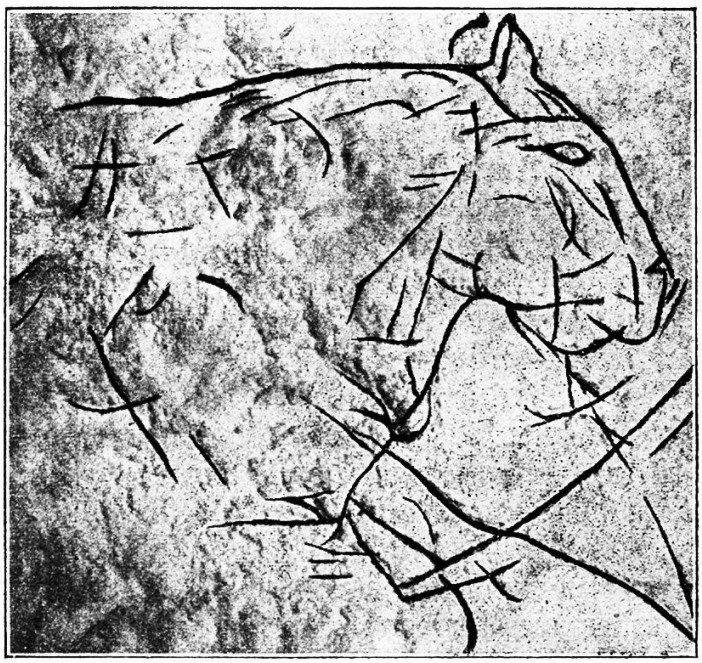

Abb. 2. Löwe aus der Höhle von Combarelles.

Die Kunst ist so alt wie der Mensch selbst. Als der Mensch der Urzeit sich mit seiner Umwelt als Künstler auseinander zu setzen begann, da schuf seine Hand als erstes die Bilder der

Tiere, die mit ihm die Erde teilten, die er bekämpfte als Feinde seines Lebens, oder die er jagte, um ihr Fleisch sich zur Nahrung zu gewinnen. Diese ersten Künstler der Welt, deren Namen längst hinabgesunken sind in das Chaos vergangener Jahrtausende, ritzten, malten und formten, was sie sahen. Und sie sahen die Tiere mit dem Auge des Jägers, so wie sie in Wahrheit waren, unbeirrt durch irgendwelche Phantasievorstellung oder eine ornamentale Formel, in vollkommener Sachlichkeit, im treuen Naturalismus.

Abb. 3. Kopf eines Wildpferdes aus der Höhle von Combarelles.

Das heute ausgestorbene Mammut war der Zeitgenosse des diluvialen Jägers, den er in seiner Kunst verewigte. Das südfranzösische Departement Dordogne ist das klassische Land paläolithischer Kulturfreunde, ein „Pompeji diluvialer Kunstübung". Hier, in der Höhle von La Madeleine, machte ein französischer Forscher schon vor einem halben Jahrhundert einen glücklichen Fund: einen Mammutzahn, der in Ritzzeichnung das unheimlich lebensvolle Porträt dieses Riesen der Vorwelt trägt, wie er ruhig äsend im hohen Grase steht (Abb. 1). Ein anderes Mammutbild, in die Felsenwand der Höhle von Combarelles eingeritzt, zeigt dagegen das Tier in der Bewegung, vergnüglich mit dem mächtigen Rüssel schlenkernd. Einzelne Knochen des Mammuts sind häufig und finden sich in jedem besseren naturwissenschaftlichen Museum, um so seltener dagegen ist ein volles Skelett, wie wir deren aus Deutschland nunmehr drei besitzen, das eine aus Westfalen, die beiden anderen ganz neuerdings aus der Leipziger Gegend und aus Steinheim an der Murr bei Marbach. Die wertvollsten Funde aber sind die Mammutkadaver, die das sibirische Eis Zehntausende von Jahren mit Fleisch und Fell so frisch erhalten hat, daß man selbst eine Kostprobe hat machen können. Im naturhistorischen Museum von St. Petersburg steht ein Mammutmodell mit seinem echten, mehrere Zentimeter dicken Pelz. Nur eine Ergänzung war nötig: der Rüssel, den die Eisfüchse längst beseitigt haben, bevor der Mensch einen neu aufgedeckten Kadaver in Sicherheit bringen konnte. Und diese Ergänzung ermöglichen die diluvialen

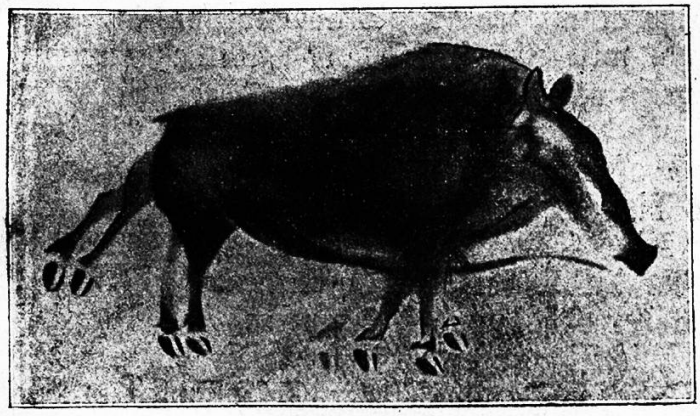

Abb. 4. Schwein mit 8 Beinen aus der Höhle von Altamira.

Bilder des Mammuts, deren absolute Treue und Zuverlässigkeit eben die Kadaverfunde klar erweisen.

Vom Renntier, das der ganzen späteren Periode der Diluvialzeit ihr faunistisches Gepräge gibt, besitzen wir eine große Anzahl von Bildern, doch kommt keines der Ritzzeichnung auf einem Knochenstab aus der altsteinzeitlichen Höhle von Thayngen am Bodensee auch nur annähernd gleich. Das Tier ist in reiner Profilansicht gegeben, die am meisten von der Gestalt zeigt. Auch hier eine staunenswerte Naturtreue, eine feine, liebevolle Beobachtung des Tieres. Gewissenhaft sind die Proportionen des Körpers wiedergegeben, die Schaufeln des mächtigen Geweihs, die Behaarung, und ganz überraschend wirkt die völlig richtige Zeichnung der Überschneidung des linken Hinterbeines durch das rechte.

Ist das Renntier in den hohen kalten Norden abgewandert, so zog der Löwe nach dem wärmeren Süden und verließ Europa ganz, das er in grauester Vorzeit als Höhlenlöwe bewohnt hatte. Wir finden sein Bild an den Wänden der Höhle von Combarelles (Abb. 2), die uns die gesamte Tierwelt dieser Zeit archivmäßig erhalten haben: das älteste Lehrbuch der Zoologie. Und dieses Bild lehrt uns zugleich mit aller Deutlichkeit, daß der Löwe im Grunde ein nordisches Pelztier, und daß die allmähliche Veränderung der Haare erst ein Ergebnis veränderter Lebensbedingungen ist.

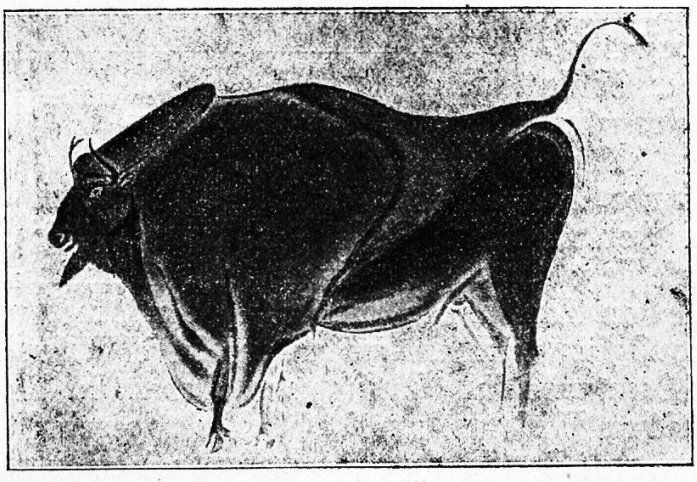

Abb. 5. Stehender Bisonstier. Höhle von Altamira. Die Umrisse sind mit Farben ausgefüllt.

Noch kannte der Mensch kein Haustier, selbst das Pferd war noch nicht gezähmt. Die Höhle von Combarelles enthält auch einen wundervollen Kopf eines Wildpferdes (Abb. 3). Man glaubt, die genial hingeworfene Skizze eines unserer modernen Tierzeichner zu sehen, und man versteht gar wohl, daß vor solchen Stücken die Kritik im Anfang ihre warnende Stimme erhob. Seit wir aber wissen, daß alle diese Höhlenzeichnungen echt sind, will uns das Wort „Wilde" für die Künstler solcher Bilder nicht mehr so recht von der Zunge. Aber nicht nur in geritzter, sondern selbst in plastischer Darstellung hat die paläolithische Kunst das Bild des Pferdes geschaffen, und die Wiedergabe des Kopfes mit all seinen charakteristischen Einzelheiten würde oftmals selbst einem Künstler höherer Kunstperioden keine Schande machen.

Auch das Schwein kannte der diluviale Jägersmann nur als Wild. Ein Schwein mit 8 Beinen aus der Höhle von Altamira in Spanien (Abb. 4) gehört zu den kunstgeschichtlich allerwichtigsten Tierbildern der älteren Steinzeit. Nicht eine Mißgeburt, wie sie die Schöpferlaune der Natur wohl einmal hervorbringen mag, dürfen wir hier erkennen, sondern ein Bildwerk von höchstem Naturalismus. Wer einmal bei einer Jagd auf Schwarzwild Gelegenheit hatte zu sehen, wie diese scheinbar so schwer-

fälligen Tiere eine ungemeine Schnelligkeit im Laufen entwickeln können, der mag selbst wohl fast unbewußt den Eindruck gehabt haben, nicht 4, sondern 8 oder noch mehr Beine zu sehen. Keinem Maler unserer Zeit würde es freilich einfallen (er müßte denn zur Sekte der „Futuristen" gehören), ein laufendes Wildschwein darum nun achtbeinig zu malen, denn der moderne Realismus ist ein bewußter, und wir haben ja auch in der Schule gelernt, daß das Schwein, auch das wilde, nur 4 Beine hat. Anders der naive Naturmensch. Auch er sah ja am erlegten Wild, wieviel Beine es wirklich hatte, aber als das Tier, gehetzt von der Horde seiner Verfolger, über die Steppe dahinraste, da hatte er doch ganz deutlich 8 Beine in der schnellen Bewegung gesehen, und was er sah, das gab er in unbewußtem Naturalismus — man möchte fast sagen, kinematographisch — wieder.

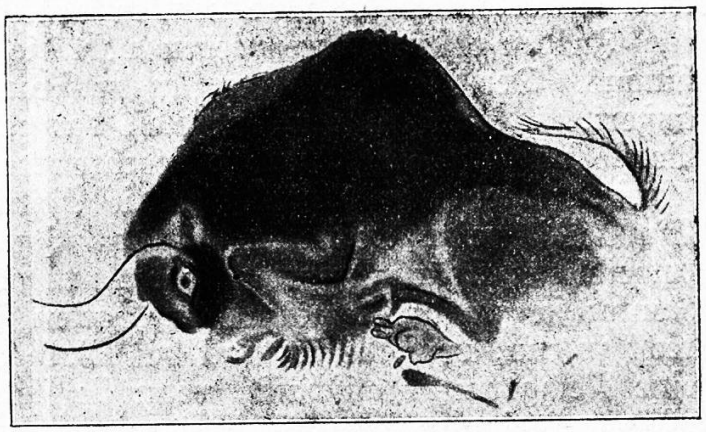

Abb. 6. Liegende Bisonkuh.

So wenig wie Pferd und Schwein, war das Rind als Haustier gezähmt, wild und frei schwärmte der gewaltige Bisonstier durch die Wälder und Felder. Er ist ein Lieblingsmodell der Künstler dieser Zeit gewesen, an dem sich ihr hohes Können in hellstem Lichte zeigt. Die Höhlenwohnungen der Pyrenäen sind angefüllt mit Bisonbildern von verblüffender Lebendigkeit. Am mächtigsten wirkt das Tier in der Malerei, wie sie die Märchenhöhlen von Altamira und Font de Gaume dem überraschten Auge zeigen. Nur die Umrisse sind geritzt, der ganze Körper dann mit Farben von Rot bis zum tiefen Schwarz ausgemalt. In Dutzenden von Bildern, die dichtgedrängte Wände und Decken der Höhlen überziehen, sehen wir hier den Bison stehend (Abb. 5) und gehend, brüllend, liegend und aufstehend; auch die Bisonkuh ist ein einziges Mal dargestellt (Abb. 6). Ein gütiges Geschick hat die Eingänge der Höhlen schon sehr früh verschüttet und dadurch die Bilder der urzeitlichen Jägerkünstler in unberührter, farbenleuchtender Frische bewahrt, daß sie Kunde gäben von dem gewaltigen künstlerischen Können urältester Vorzeit.

Zweck und Bedeutung dieser Tierbilder sind sehr verschieden erklärt worden. Der nächstliegende Gedanke wäre, daß jene Künstler aus innerstem Schaffensdrang ihre Kunstwerke schufen; doch muß sehr fraglich bleiben, ob solch hoch entwickelter Kunsttrieb schon dieser Frühzeit menschlicher Kultur zugeschrieben werden darf. Jedenfalls sind wir nicht berechtigt, in jenen Tierbildern begriffliche Darstellungen des „Tieres an sich" zu erblicken, jedes Bild ist vielmehr ein Niederschlag eigenen, wirklichen Erlebens, jedes in seiner Art ein Porträt. Dazu zwingt der vollkommene Realismus und Naturalismus dieser Bilder. Eine andere Erklärung geht von der großen Rolle aus, die in den Vorstellungen der Naturvölker die Zauberei spielt. Daß der Besitz einer Darstellung dem Besitzer die Gewalt

über den dargestellten Gegenstand oder die dargestellte Person gibt, ist ein über die ganze Welt verbreiteter Gedanke, der sich selbst im Islam findet und dem Muselman verbietet, sich abbilden zu lassen. Und so, sagt man, zeichnete und malte der Diluvialjäger das Wild, um es damit in seine Gewalt zu bannen.

Gute Wirtschaft in der Ehe.

Unter je tausend Menschen denken zumeist kaum hundert, sobald sie ein Ehebündnis schließen, daran, das, was sie ausgeben dürfen, mit dem, was sie einnehmen, resp. besitzen, in Einklang zu bringen.

In den ersten Jahren gehen wohl die meisten über ihre Verhältnisse hinaus. Der Mann will der jungen Frau einen Wunsch, den sie gerade äußert, nicht unerfüllt lassen; diese hat gewöhnlich gar nicht die richtige Vorstellung von dem, was sie begehren darf, ohne ihr Budget zu überschreiten; meisthin überschätzt sie die Einkünfte ihres Gatten, hat keinen Einblick in seine Geschäftsgebarung. In leicht erklärlicher, doch wenig verzeihlicher Schwäche spricht er ihr nur von Gewinn-, nie vom Verlust-Konto; sie glaubt, da es ja dem Gatten so brillant geht, gar nicht unrecht zu tun, wenn sie sich statt des Woll- ein Seidenkleid, statt der Feh- eine Nerzgarnitur anschafft, wenn sie statt des einen wenig gewandten Mädchens eine perfekte Köchin oder wohl gar bald ein sogenanntes feines Stubenmädchen nimmt. Die X oder Z haben ihr immer gesagt, daß die Männer wenig Anerkennung für eine sparsame Frau besitzen; sie will gefallen, will ein Haus machen und denkt, es auch zu können, denn der gute Alfred hat ihr ja immer nur von seinen glänzenden Einkünften gesprochen.

Möchte sie nur einmal in ruhiger Stunde Bleistift und Papier zur Hand nehmen und das kleine Ziffernregiment vor sich Revue passieren lassen. Da gäbe es zu registrieren: Ausgaben für Wohnung, Kleidung, Wäsche, Unterricht der Kinder, für Gesellschaften, gemeinnützige Zwecke, Vereine, Versicherungen, und wenn sie dann die einzelnen Posten addierte, würde sie einsehen, daß ein recht respektables Sümmchen herauskommt, größer vielleicht, als sie ahnt, größer als bis wohin die Einkünfte ihres Gatten reichen.

Sie wird nachdenklich, geht in sich, fragt sich auch wohl, ob es denn nicht sträflicher Leichtsinn gewesen, so ohne Berechnung in den Tag hinein zu leben. Doch der gute Alfred weiß alle ihre Bedenken mit dem Trostspruch hinwegzuscheuchen: „Laß dir darüber, Schätzchen, keine grauen Haare wachsen! Leben und leben lassen ist die Parole!“ Das geht noch so ein, zwei Jahre — endlich sieht man doch ein, daß man weit über die Verhältnisse hinaus gelebt hat, daß Einschränkungen eintreten müssen. Ja, aber was soll man nun reduzieren?

Es ist gar bitter, hernach statt des Bratens Suppenfleisch zu essen, statt der eleganten Wohnung eine einfachere zu beziehen. Madame hat es verlernt, selbst Hand in Küche und Haus anzulegen, von der Kindererziehung versteht sie gar nichts, Fränzchen muß ja zweifelsohne die Bonne behalten.

„Der Mann mag sehen, wie er sich durchdrückt,“ denkt gar manche,